

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

21.5.1916 (No. 21)

# Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 21

Karlsruhe, Sonntag, 21. Mai

1916

Inhalt: Abend auf der Mainau. Von Gottfried Krutina. — Henrik Ibsen. (Zu seinem zehnjähr. Todestag am 23. Mai 1916.) Von Carl Heine. — Ein Vorschlag zur Ueberbrückung der sozialen Kluft. Von Dr. Karl Wilhelm Gug-Karlsruhe. — Ein Karlsruher Musiker vor 100 Jahren. Von F. Schweifert.

## Abend auf der Mainau.

Rotglühend zittert letztes Sonnensuchen  
Durchs Blattgewirr der knorrig alten Buchen  
Und malt und webt auf saftig grünen Matten,  
Und tändelt kichernd mit den Abendshatten,  
Die zart, mit dunkelvioletten Flügeln  
Und stummem Kuß das Tändelspiel besiegeln.  
Noch einmal leuchtet still, weit überm See  
Des Sonnengoldes funkelnd Abschiedsweh,  
Fernher ein wonnig weiches Glockenlied,  
Das kosend durch den Abendfrieden zieht,  
Dabei sich manche Hand, die Tags geschaltet,  
Zu frommer Andacht, zum Gebete faltet. —  
Die Schatten wachsen, gähnen, werden Nacht,  
Es schläft der Wald, es schläft die Blütenpracht  
Und traumhaft, märchensam am Himmelsbogen,  
Kommt Stern um Stern die Sphärenbahn gezogen.  
Und mich erfasst ein wehmutsvolles Schauern,  
Blick' ich hinüber zu den weißen Mauern,  
Die stumm und ernst in dieses Schweigen ragen.  
Ich sehe, wie an goldnen Maientagen  
Ein greiser Fürst durch diesen Frieden schreitet,  
Ich fühle, was ein müdes Herze leidet,  
Das fern dem Leben und dem Tode nah  
Zum letzten Mal die Sonne scheiden sah.  
Ein Donner Schlag weckt mich aus wehen Träumen,  
Ein düstres Rot seh' ich den Himmel säumen,  
Dort wo der Abendsonnengruß ihn traf;  
Die schwarzen Bäume stöhnen leis im Schlaf,  
Durch ihre Wipfel aber geht ein seltsam Ahnen,  
Wie stolzes Rauschen alter Siegesfahnen:  
Schlaf! edles Herz in deinen Heldenehren,  
Kein Welscher soll dein Heiligtum zerstören!

Karlsruhe.

Gottfried Krutina.

## Henrik Ibsen.

(Zu seinem zehnjährigen Todestage am 23. Mai 1916).

Von Carl Heine.

Als Henrik Ibsen am 23. Mai 1906 die Augen schloß, hat der Tod den achtundsiebzigjährigen Greis nicht von der Arbeit abgerufen, denn schon sechs Jahre früher hatte die Hand des Lebenden mit unvergleichlicher Bewußtheit den Schlußstein seines Werkes gemauert und es der Welt verkündet, daß er mit seinem Drama: „Wenn wir Toten erwachen“ sein letztes Wort gesagt habe und mit diesem „dramatischen Epilog“ seine Lebensarbeit für vollbracht halte. So hat das Jahr 1900 für die Nachwelt eine höhere Bedeutung als das Todesjahr, weil mit dem Epilog die vollkommene Einheit geschlossen wurde, die Ibsens Kampf für die Glücksmöglichkeit

des Menschen durch seine Höherentwicklung vom Ubergrenzten zum Begrenzten und vom Begrenzten wieder ins Unbegrenzte hinaus bedeutet.

Deshalb rechne ich es zu den größten Freuden meines Lebens, daß eine Verkettung von Umständen mir die Ehre zufallen ließ, die deutsche Uraufführung von „Wenn wir Toten erwachen“ mit meinem Ibsen-Theater zu veranstalten. An ihr und an der 100. Wiederholung dieser Vorstellung nahm Ibsen den regsten Anteil, während er sich der Gründung meines Ibsen-Theaters gegenüber zurückhaltend und abwartend verhielt. Den Drahtglückwunsch, den er mir zu der 100. Aufführung nach Amsterdam sandte, bewahre ich noch besonders gern, weil er die sonderbare Unterschrift trägt: „Dein Sie hochschätzender Henrik Ibsen.“ Ich denke mir aber, daß Ibsen dieses „Dein“ nicht geschrieben hat, sondern daß es auf dem Wege von Norwegen nach Holland durch Beamte entstand, die sich mit der deutschen Sprache nicht recht vertraut fühlten; denn aus Briefen, die der Dichter mir schrieb, und aus mündlichen Gesprächen, die ich teils in seiner Münchener Wohnung, teils im Café Maximilian mit ihm haben durfte, gewann ich stets den Eindruck, daß Ibsen der deutschen Sprache vollkommen mächtig war. Aber noch einen anderen Eindruck gewann ich aus ihnen. Ich entsinne mich noch genau der Angst, die ich hatte, als ich, einer Erlaubnis des Dichters folgend, ihm 1887 meinen ersten Besuch machte. Man hatte mir ihn als knurrig und völlig unzugänglich geschildert, und ich hatte noch dazu ihm eine Bitte vorzutragen, die sich auf eine Gespensteraufführung bezog. Als ich gemeldet wurde, saß er in Hemdsärmeln, schwarzen Bein Kleidern und schwarzer Weste vor seinem Schreibtisch, grimmig blickte er auf, grimmig fuhr er in seinen schwarzen Rock und kam mir grimmig bis zu der offenstehenden Tür entgegen. Aber dann überraschte mich nicht nur ein sorgsameres Eingehen auf meine Wünsche, sondern eine Liebenswürdigkeit, die mich mit ihm auf eine Stufe zu stellen schien, jene bestrickendste Art, mit der Große die Kleinen zu beglücken vermögen. Er gewährte mir in München noch öfter die Gunst, ihn zu sprechen, aber jene erste Szene steht mir noch heute nach fast dreißig Jahren mit der Lebhaftigkeit der Gegenwart vor Augen.

Eigene Erlebnisse waren es auch, die mich mit dem Wechsel, den die Einschätzung Ibsens in Deutschland erlitt, besonders deutlich bekannt machten. Im Jahre 1888 beauftragte mich die Leitung eines mitteldeutschen Stadt-Theaters, mit dem Ersuchen an Ibsen heranzutreten, eine vertraglich als öffentlich gekennzeichnete Gespensteraufführung in eine nichtöffentliche vor Gästen zu verwandeln. Furcht vor dem Publikum, dem Stadtrat und der Presse bestimmten diese Bitte. Aber gelesen wurde Ibsen so viel, daß sein deutscher Verleger mir die Frage vorlegte, ob ich glaube, daß Ibsen einmal „Klassiker“ werden könne? Diese Frage in geläufigem Deutsch übersetzt, bedeutet, ob eine Ausgabe der „gesammelten Werke“ lohnend werden könne? In den Theatern des Reiches aber wußte man von Ibsen wenig, gelegentliche Aufführungen mit den geläufigen Bühnennitteln versagten, wenn sie versucht wurden. So kam es, daß ich 1897, als ich mein Ibsen-Theater gegründet hatte, den Städten im Reich und im Auslande ein neues und aufregendes Evangelium brachte.

Wie fruchtbar meine Arbeit war, erfuhr ich um 1900. Als ich da zum dritten Mal in eine große Stadt einkehrte, in der mein erstes vierzehntägiges Ibsen-Gastspiel höchst bedeutungsvoll verlaufen war, schrieb die Kritik, daß Ibsen bereits so fest auf der ständigen Bühne eingebürgert sei und dort so eindringlich dargestellt würde, daß es meines Ibsen-Theaters nicht mehr bedürfe. Es war zwar nicht mit so dürren Worten gesagt, aber dem Sinne nach gebe ich die Kritik richtig wieder.

Ibsen war also sicheres Eigentum der deutschen Bühne geworden. Es gab bereits etwas, was man Ibsenstil nannte. Man stellte sich dabei sicherlich etwas sehr Erhabenes vor. Zehn Jahre später hatte sich die Meinung über den Ibsenstil geändert; wenigstens versicherte mir, als ich an einem großen süddeutschen Theater angestellt, dort ein Ibsen-Drama inszenierte, die Kritik, daß ich vom Ibsenstil keine Ahnung hätte.

Ziehe ich von diesen Erlebnissen das Persönliche und Derbische ab, so spiegeln sie den Wechsel in der Ibsenanschauung in einer Weise wider, die einen Bruch mit dem sonst gültigen Entwicklungsgesetz vom Pendelschlag deutlich macht.

Nimmt man z. B. die naturalistische Bewegung und ihre Folgen als Typus an, so findet man als Schlag und Rückschlag folgende Entwicklung: Aus dem Naturalismus und gegen ihn entwickeln sich eine Anzahl Richtungen, die als Symbolismus, Mystizismus, Formindividualismus, Neu-Romantik, Neu-Klassik, Neu-Idealismus ein Gemeinsames hatte: alle zogen gegen eine mechanisierte Wirklichkeit zu Felde, mit der sich jede auf ihre Weise auseinander zu setzen, aus ihr zu retten suchte. Sie kämpften für eine Weltanschauung, die entweder voll Grauen sich dieser mechanisierten Welt entgegenstemmt, oder aus ihrem Zufälligen sich ins Gesetzmäßige, aus ihrem Alltäglichen ins Ungewöhnliche, aus ihrer vermeintlichen Oberflächlichkeit in eine vermeintliche Tiefe flüchtet. Verstehen oder Mißverstehen der vorausgehenden Epoche bilden für diese neuen Richtungen die Grundlage. Auf Schlag und Gegenschlag folgt ein neuer Ausschlag: Mit der neuesten Entwicklung hat die naturalistische Kunst- und Weltanschauung keinen Zusammenhang. Weder wünscht man sie zu verstehen, noch fürchtet man, sie mißzuverstehen. Ohne sie zu kennen oder sie untersuchen und kennen lernen zu wollen, haßt man sie als den großen Kunstverderber und schafft sich durch Expressionismus ein neues, auf voraussetzungsloser Empfindung und Leidenschaft beruhendes Weltbild, in dessen Mittelpunkt als einzig Wesentliches der fühlende Mensch steht.

Das ist alles ebenso gesetzmäßig wie typisch. Immer schafft eine Generation das Neue, die zweite, die noch im Banne der vorigen steht, sucht sich aus ihm zu retten und das nun schon nicht mehr Neue, es bekämpfend, weiter zu entwickeln, eine dritte Generation endlich will es, ohne es zu verstehen, vernichten.

Ibsen aber vereinigte die Entwicklung nicht nur dieser drei, sondern sogar die Entwicklung von vier Epochen in sich. Sein Schaffen ist so überragend, weitausgreifend und überwältigend gewesen, daß er sich in seiner Wirkung dem Gesetz entwandt; nicht nur schlug er vier Generationen den Takt für den Gang des Pendels, sondern er zwang diese vier Generationen, seinem Schritt zu folgen, ob sie ihn mißverstanden, bekämpften, in Verstehen oder Mißverstehen anbeteten, achteten oder neu sich entdeckten.

Die Meininger führten Ibsen auf, weil sie ihn mißverstanden. Sonst hätten sie es nicht getan; denn im Grunde war er ihr ärgster Feind. Als dann der Naturalismus sich zu entwickeln begann, hub der Kampf um Ibsen in Deutschland an. Nora und die Stützen der Gesellschaft wurden versucht, aber Nora, wie das Puppenheim nach Sardouschem Rezept gekauft war, mußte einen veröhnlichen Schluß erhalten, Nora mußte bei Mann und Kindern bleiben. „So etwas tut man doch nicht“, sagte Theaterdirektor, Darstellerin und Publikum zu der ins Leben flüchtenden Nora. Ibsen gestattete den neuen Schluß, aber er hatte schon eine andere Antwort auf die Bitte um Erlaubnis zum Lustspiel-Ausgang des Puppenheims bereit, diese Antwort hieß die „Gespenster“. Und später hat er dem Gerichtsrat Brack, als Hedda Gabler sich erschießt, sagen lassen: „Aber so etwas tut man doch nicht“. Ibsen war nämlich nachtragend und nicht ohne feinschmeckerische Nachsicht. Als Hedda Gabler auf der Bühne erschien, war der Kampf um Ibsen bereits siegreich entschieden. Man hatte nämlich Ibsen und den Naturalismus miteinander verwechselt, und als der Naturalismus anerkannt war, genoß Ibsen die Feldherrnehren: man brachte die Siegesfahnen in sein Zelt. Langsam aber kam man dahinter, daß Ibsen auch vor den Stützen der Gesellschaft Dramen geschrieben hatte, und als dann auch die drei letzten „Altersstücke“ erschienen waren, da kam Ibsens Bild ins Schwanken. Die Generation von 1900 wollte nichts von Ibsens Führerschaft mehr wissen, weil sie es nicht ahnte, daß sie auf seinem Wege ging. Aber endlich mußten die Neu-Romantiker, die Symbolisten und Neu-Idealisten den Romantiker und Symbolisten Ibsen in „Brand“, „Peer Gynt“ und in „Baumeister Solness“ und „Wenn wir Toten erwachen“ finden. Auf Grund eines neuen Mißverständnisses fand man sich zu dem Verlassenen zurück, wenn man auch zu seinen Gesellschaftsstücken kein inneres Verhältnis mehr fand. Dann kam der Kampf gegen Intellekt und Individualismus und damit ein Trennungsschritt. Ibsen und die deutsche Dramatik bedingten sich nicht mehr, sie schlossen einander aus. Jetzt aber, zehn Jahre nach Ibsens Tod, richtet man wieder den Blick auf sein Lebenswerk. Man begreift, daß Ibsen weder Naturalist noch Symbolist war, sondern der Dichter, der den Menschen wesentlich machen und zu einer Höherentwicklung reifen wollte, die ihn, jeder mechanischen Bedingtheit entrückt, zum Leben zu erlösen vermag. Bei diesem Warten, das auch sie besetzt, fühlen die Jüngsten sich im „Epilog“ verstanden, und wenn ihnen einmal Sieg beschert sein wird, werden auch sie die Fahnen in Ibsens Zelt tragen.

Um dieselbe Zeit, in der sich diese neue Erkenntnis Ibsens allgemein durchringt, hat ein Dramatiker, der aus Ibsens Schule hervorgegangen, sich lebhaft gegen Ibsen wandte, ein Drama veröffentlicht, das den Grundgedanken des Ibsenschen Lebenswerkes aufnimmt. Dieses Drama ist Wedekinds „Bismard“. Die Ibsenfrage, wer ist nur berufen, wer ist auch auserwählt? hatte zu einer Zeit in Ibsen

immer deutlichere Beantwortung gefunden, in der er die Geschichte staatlicher Einheitsbewegungen als Augenzeuge in Skandinavien, Italien und Deutschland studiert hatte. Seine Antwort lautete: Wer den Königsgedanken hat, wer im eigenen Namen kommt, wer unerschütterlich fest an sich glaubt, wer von der Notwendigkeit ausersehen ist, wer unter eigener Verantwortung kämpft, der ist nicht nur berufen, sondern auch auserwählt. In diesem Sinne gestaltete jetzt Wedekind seinen „Bismard“ als den Berufenen und Auserwählten des deutschen Gedankens.

Die Tragik des Ansichselbstzweifels begleitete Ibsen durchs Leben; aber das aus ihr geborene Werk läßt uns den einsamen Kämpfer über seine Zweifel hinaus als den berufenen und auserwählten Pfadfinder zur menschlichen Glücksmöglichkeit erkennen und preisen.

## Ein Vorschlag zur Ueberbrückung der sozialen Kluft.

Von Dr. Karl Wilhelm Hug-Karlsruhe.

Zu hochsinniger Weise hat vor dem Krieg der Württembergische Goethebund ein Preisanschreiben erlassen, um zum Studium der Frage anzuregen, durch welche Mittel die leider vorhandenen Klaffen gegenläufige gemildert werden könnten.

Nach Ausbruch des Krieges wurde der Termin für die Lösung bis nach Beendigung des Krieges hinausgerückt, weil man in dieser schweren Zeit und Not das Wort „Klassengegensätze“ vermeiden wollte. Dieser Beschluß des Württembergischen Goethebundes ist an und für sich recht wohl begründet; denn es wäre den Tatsachen ein Schlag ins Gesicht und eine große Torheit, von solchen Gegensätzen zu reden, wo der Fabrikherr und sein Arbeiter, der Großbauer und sein Knecht, also die typischen, sozusagen offiziellen Vertreter der Klaffen gegenläufige, neben einander unter den ganz gleichen Verhältnissen im Schützengraben liegen.

Aber gerade darum, weil letzteres der Fall ist, gebrauche ich das verfehnte Wort und greife, mit einem ganz bestimmten Ziel vor Augen, zur Feder.

Draußen gibt es derartige Gegensätze nicht, dort gähnt keine soziale Kluft. So ist jetzt im Hinblick auf diese Tatsache die beste Gelegenheit, mit allen Kräften energisch dahin zu streben, daß dieser im Felde herrschende Zustand im Innern auch nach dem Kriege erhalten bleibt, daß die Gegensätze ausgeglichen werden und damit die soziale Kluft, deren Dasein nicht weggetritten werden kann, möglichst überbrückt wird. Und darum ist es Pflicht aller Zurückgebliebenen, schon jetzt mit dieser Arbeit ernstlich zu beginnen, nicht erst nach dem Kriege.

Der Weltkrieg hat in uns kein kleines Geschlecht gefunden; mögen wir uns auch groß erweisen bei der Lösung der sozialen Frage, zum Wohl von Fürst und Volk, mit einem Wort: der Allgemeinheit zum Segen.

Ich bin mir wohl bewußt, daß der Gegensatz zwischen reich und arm nach menschlichem Ermessen nie schwinden wird, ebenso wenig wie der Unterschied zwischen „geistig befähigt“ und „geistig nicht befähigt“; allein der Klaffen gegenläufige, der den Menschen vom Menschen trennt, der kann und muß vergehen.

Dann wird auch das verfehnte Wort verschwinden, wenn der Gegensatz als solcher aufhört.

In den Freiheitskriegen 1813/14 hat sich das deutsche Volk militärisch geeinigt. Die ersehnte politische Einheit konnte nicht kommen, solange der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich nicht ausgeglichen war. Dies geschah 1866 mit den Waffen bei Königgrätz. Nach dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem alten Reichsverbande kam durch den Krieg 1870/71 endlich die politische Einheit. Warum soll denn dieser Weltkrieg 1914/18 uns Deutschen nicht auch den sozialen Ausgleich bringen? Warum nicht?

Er muß ihn uns bringen.

Und gerade deshalb soll in unserem Volke jetzt schon die Erkenntnis und Ueberzeugung durchdringen, daß jeder Mensch, der, ob hoch oder niedrig, ob reich oder arm, an dem Platz, auf den er hingestellt ist, treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllt, mit allen andern Menschen gleichwertig ist.

Es bedeutet dies gewiß eine Umänderung in der Auffassung der sozialen Verhältnisse. Aber der Weltkrieg hat bereits schon jetzt große Umwälzungen und Umwertungen auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet herbeigeführt und wird es in seinen Folgen noch weiter tun.

Ich führe z. B. nur an, daß seit Beginn des Krieges das religiöse Gefühl wieder erwacht ist oder sich vertieft hat, daß mancher, ob Christ oder Jude, seinem Glauben sich wieder zuwandte, von dem er sich vorher abgekehrt hatte. Und wirtschaftlich! Da sei nur kurz angedeutet, daß sich bereits die Ansätze einer Verstaatlichung gewisser Produkte finden, daß der Staat in wirtschaftliche und private Verhältnisse eingreift, was früher einen Sturm der Entrüstung und des Entsetzens hervorgerufen hätte. Erwähnt darf auch werden, daß das deutsche Volk wieder sparen lernt.

Ich halte nun dafür, daß man mit der notwendigen Ausmerzung der Klassengegensätze da beginnen muß, wo sie noch am wenigsten ausgeprägt sind, wo in das Herz die Keime für alles Gute, Hohe und Schöne gesät werden oder wenigstens gesät werden sollen, ich meine bei der Jugend.

Hier ist der Punkt gegeben, an dem mit Erfolg einzusetzen ist. In der „wonnepollen Jugendzeit“ spielt man zusammen, man raucht miteinander, man drückt dieselbe Schulbank; soziale Unterschiede machen sich kaum bemerkbar. Aber langsam und leise treten sie allmählich dann hervor, wenn im neunten oder zehnten Lebensjahre die Kinder sich trennen, die einen, um in der Volksschule zu bleiben, die andern, um eine höhere Lehranstalt zu besuchen. Da scheiden sich schon gar früh im Kindesalter die Lebenswege; mit dieser Scheidung beginnen die Klassenunterschiede, vergrößern sich mit dem Heranwachsen der Jugend zum Klassengegensatz und steigern sich auch leider öfters, Gott sei's geklagt, zum gegenseitigen leidenschaftlichen Klassenhaß. Die Frage, wie unter andern auch auf dem Gebiet der Schule ein Gegensatz entstehen kann, der allmählich zu einem sozialen sich entwickelt, ist einfach zu beantworten.

Nämlich die Kinder, die bei der Trennung in eine höhere Lehranstalt eintreten, gelten auch in den Augen der in der Volksschule Verbleibenden als die Bevorzugten. Und auch in ihrem kindlichen Sinne erkennen die Kleinen, wenn auch zunächst noch unklar, daß diese Bevorzugten gewöhnlich bemittelten Eltern gehören, und es ist menschlich leicht begreiflich, wenn in den jugendlichen Herzen ein gewisser Neid Platz greift. Dazu kommt noch, daß die neugeborenen Gymnasiasten und Realschüler — ich hebe nur auf die männliche Jugend ab — meistens sich selber als die Bevorzugteren fühlen, bereits als Mitglieder einer höherstehenden Klasse. Den früheren Mitschüler schaut man, wenn man ihn überhaupt noch anschaut, nur über die Achsel an; vergessen sind die gemeinsamen Spiele, verschwunden die Erinnerung an die Zeit, wo man Freund' und Leid miteinander teilte.

Um das Maß voll zu machen, fördern in beklagenswerter Weise unverständige Eltern gar oft diesen Dünkel ihrer Söhne. Wohl gibt es ja Eltern und Schüler, die in wohlthuendem Gegensatz zu den obigen stehen; aber sie sind eben nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Ich bin mir recht wohl bewußt, daß meine Worte bitter sind. Aber sie müssen einmal in aller Deffentlichkeit ohne jede Rücksichtnahme ausgesprochen werden, damit diese leicht heilbare Wunde auch tatsächlich geheilt wird; und ich denke, in unserer großen Zeit reißt sie auch rasch der Heilung entgegen. Auch glaube ich, daß jeder Deutsche, der es mit seinen Volksgenossen und seinem Vaterlande gut meint, mir darin beistimmen wird, daß ein Ausweg zur Beseitigung des erwähnten Mißstandes gefunden werden muß. Und diesen gangbaren Ausweg zu finden, ist nicht schwer.

Es ist von vornherein ganz klar und bedarf keiner weiteren Ausführung, daß durchschnittlich nur die Söhne der Reichen, Wohlhabenden und der Beamten höhere Schulen besuchen können, um später eine sichere Lebensstellung einzunehmen; dagegen der Sohn des Kleinbauern, des Handwerkers, des Arbeiters ist infolge eines Mangels an Vermögen gewöhnlich trotz seiner Talente von dem Besuch einer solchen Anstalt ausgeschlossen, mit nackten Worten: „Die höhere Bildung ist meistens nur für die Besitzenden erreichbar.“

Diese unabwehrbare Tatsache ist schmerzlich für den Vater, für das Kind, und nicht zu vergessen für den Lehrer, der ein Herz für seine Schüler hat.

Schmerzlich ist es für das Kind, wenn es sieht, wie der minderfähige Mitschüler sich weiterbilden darf; denn der Schüler kennt sich gewöhnlich selber gut genug, um seine geistigen Gaben beurteilen zu können. Und einen Maßstab bieten ihm auch seine Leistungen. So wird er mit ausquellender Bitterkeit in seinem jugendlichen Herzen den andern scheiden sehen.

Dem Vater greift es ans Herz, der seinem mit Bechtigkeit alles auffassenden und lernbegierigen Sohn aus Vermögensmangel eine weitere Bildung versagen muß. Dazu steht er sehr oft, wie unbegabte Schüler sicher weiter kommen, weil die bemittelten Eltern es ermöglichen können, ihre Söhne durch reichlichen Privatunterricht dem ersehnten Ziele zuzuführen, das der eigene spielend erreicht hätte.

Ein wehes Gefühl erfaßt den Lehrer, wenn er, dessen Urteil maßgebend ist, erkennt, daß die Fähigkeiten seines Schülers nur wegen der Armut der Eltern nicht verwertet werden können, daß das von Gott mitgegebene Pfund durch die Macht der Verhältnisse erbarmungslos vergraben wird. Doch er steht dem Verhängnis machtlos gegenüber, mindestens bis jetzt noch nach Lage der Verhältnisse.

Zur Erläuterung des Ganzen will ich aus meiner Praxis nur zwei charakteristische Fälle anführen, die meinen Kollegen und mir sehr nahe gingen. Es handelt sich um Schüler höherer Lehranstalten. Charakter der Schulen, Ort und Zeit tun nichts zur Sache.

Wir hatten einen Schüler, der wegen seiner hohen Begabung auf Anraten unserer Kollegen an der Volksschule bei uns eingetreten war. Bis zu seinem Weggang von unserer Schule war er stets der Erste seiner Klasse. Der Vater, ein Arbeiter, war sehr brav, aber im selben Maße auch arm. Mit blutendem Herzen entschloß er sich, seinen Sohn von der Anstalt wegzunehmen und ihn in die Fabrik zu schicken. Wohl gelang es dem Direktor und uns Lehrern, den begabten Jungen zu halten, indem wir alles für ihn taten und ihm noch ein nicht unbeträchtliches Stipendium verschafften. Aber

da nun auch die Mutter zu kränkeln begann, mußte ihn der Vater doch aus der Anstalt nehmen; machtlos mußten wir den nur ungern Scheidenden ziehen lassen. In ihm ging ein großes, geistiges Kapital verloren.

Ähnlich liegt die Sache bei einem andern Schüler. Auch dieser war arm und hatte noch das Unglück, unehelich zu sein. Er war ebenfalls sehr begabt, sehr fleißig und brav und hatte tüchtige Leistungen aufzuweisen. Doch eines Tages holte ihn sein Vormund, um ihn das Schuhmacherhandwerk lernen zu lassen. Es tat dem Manne, der die geistige Begabung des Jungen wohl kannte, selber leid, so handeln zu müssen; er erklärte aber einfach: „Es ist kein Geld da.“

Dies sind nur zwei Fälle von vielen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich, um ja in keinen falschen Verdacht zu geraten, ausdrücklich hervorheben, daß ich den Handwerker- und Arbeiterstand sehr hoch achte und diesen Standpunkt öffentlich auch betont habe.

Wenn wir uns die erwähnten, unumstößlichen Tatsachen ohne jede Beeinflussung vor Augen halten, so erkennen wir mit erschreckender Deutlichkeit die Wahrheit des oben ausgesprochenen Satzes, daß im allgemeinen eine weitere, sogenannte höhere Bildung nur für die Besitzenden erreichbar ist. Nun sind aber die Vermögenden Besitzenden nicht immer die geistig Befähigten, und den Minder- oder Unbemittelten, die die Geistesgaben besitzen, ist der Weg verschlossen.

So liegt unverkennbar ein schwerer, sozialer Mißstand hier vor. Und wer ist denn in letzter Linie dabei der Leidtragende? Niemand anders als der Staat, das eigene Volk und im weitesten Sinne die Menschheit. Denn es ist unbestreitbar, daß durch diese Ungleichheit eine Unsumme von geistigen Fähigkeiten nicht immer gewöhnlich auf einzelne Zweige der Wissenschaft oder Kunst beschränkt und tragen dazu noch den Charakter eines Almofens.

Daß dies in der Zukunft anders wird, dafür hat der Staat in ureigenstem Interesse zu sorgen; denn neue Blutzufuhr auch aus den ärmeren Bevölkerungsschichten schadet dem Staat ganz gewiß nicht. Wohl hat ja der Staat und auch einzelne Personen in der richtigen Erkenntnis, daß hier Abhilfe dringend notwendig ist, Grundstücke für Stipendien errichtet; allein diese reichen bei weitem nicht aus, sind außerdem gewöhnlich auf einzelne Zweige der Wissenschaft oder Kunst beschränkt und tragen dazu noch den Charakter eines Almofens.

Nach meiner Kenntnis der Sachlage sind es bis jetzt eigentlich nur Geistliche, die selbstlos begabte Jungen persönlich unterrichten und dann dafür sorgen, daß sie zur Weiterbildung an einer höheren Lehranstalt aufgenommen werden. Gewiß ist das gewöhnliche Endziel des Pfarrherrn, den Jungen dem Studium der Theologie zuzuführen, und dadurch seiner Kirche bei dem oft herrschenden Mangel an Geistlichen einen Dienst zu erweisen; aber es liegt doch immerhin das Prinzip vor, begabte Schüler nach Möglichkeit zu fördern.

Und was wohl der einzelne, mit Gütern selten gesegnete Geistliche kann, das vermag doch der Staat erst recht zu tun, und soll es auch im wohlverstandenen eigenen Interesse. Er hat ja auch schon früher in ähnlichem Sinne durch die Errichtung von Unteroffizierschulen, Schulen für Militärärzte usw. dazu angeleitet. Er braucht nur einen Schritt weiter zu tun, nämlich alle Bildungsstätten den befähigten Söhnen der ärmeren Klassen zu öffnen, und zwar auf Staatskosten.

Näher ausgeführt: Es bedarf dazu keiner Reform auf dem Gebiet des Erziehungs- und Bildungswesens. Ruhig mögen wie bisher die Besitzenden ihre Kinder auf eigene Kosten ausbilden lassen; allein man gebe den fähigen Söhnen minderbemittelter oder unbemittelter Eltern von Staats wegen die Möglichkeit, auf Staatskosten die vorhandenen Bildungsstätten ohne jede Belastung der Eltern zu besuchen und ohne jede spätere Verpflichtung des Züglings dem Staat gegenüber; ich meine alle Bildungsstätten im weitesten Sinne des Wortes: höhere Lehranstalten, Universitäten, technische, landwirtschaftliche Handelshochschulen, Kunst- und Musikakademien usw.

Wie es dann später nach Beendigung der Lehr- und Bernjahre dem Sohne bemittelter Eltern freisteht, einen ihm passenden Beruf zu wählen, so soll es auch dem andern aus Staatsmitteln Ergozogenen unbenommen sein, unbeeinflusst vom Staat einen ihm zusagenden und seinen Fähigkeiten entsprechenden Beruf zu ergreifen. Der etwa zu machende Einwurf von der Ueberfüllung gewisser Berufe kommt hier nicht in Betracht, denn hier handelt es sich nur um einen gerechten Ausgleich.

Ueberhaupt ist der Gedanke einer Erziehung durch den Staat nicht neu, sondern uralt, und ist bekanntlich praktisch mit dem besten Erfolg bei den Spartanern durchgeführt worden, einseitig zwar, fürs Waffenhandwerk, aber immerhin im Staatsinteresse.

Mein Vorschlag fordert, wie gesagt, auch die Freiheit in der Wahl des Berufs ohne Rückstattung der Erziehungskosten.

Im Altertum begrub man, tut es zuweilen auch heute noch, verdiente Männer auf Staatskosten.

Der moderne Staat Sorge für die Lebenden auf dem Gebiet des Bildungswesens, wie er es auf andern sozialen Gebieten erfolgreich getan hat, dadurch, daß er auch den begabten Söhnen der ärmeren Klassen unterschiedslos alle Bildungsstätten erschließt!

Die Erziehung auf Staatskosten gilt nicht als Almosen, sondern ist eine Anerkennung der geistigen Fähigkeiten.

Wird dieser gangbare Weg eingeschlagen, so fällt sicher ein gut Teil des Klassegegenfahes, und die soziale Klust wird einigermaßen überbrückt, wenn die vermögenslosen Eltern erkennen, daß ihren begabten Söhnen für ihre Weiterbildung die Bahn frei ist. Dann gibt es auf geistigem Gebiet keine Enterbten mehr.

Fast in jedem Volksschullesebuch findet sich die allbekannte, hübsche Erzählung, wie Karl der Große Schulvisitation hielt. Man wende die von dem Großen Karl vor rund 1100 Jahren geübte Praxis auch heute an in dem Sinne, daß man hochbegabten Kindern armer Eltern einen entsprechenden Bildungsgang ermöglicht!

Es wird gewiß eine große Beruhigung für die Unseren im Felde draußen sein, wenn sie erfahren, daß auch wir dabei einen Segen in alte Vorurteile, daß wir uns bemühen, auch auf dem Gebiet des Unterrichtswesens für ihre Söhne zu sorgen und die Klassengegensätze zu beseitigen. Denn wie unser Kaiser beim Beginn des Weltkriegs das Kaiserwort gesprochen hat: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche“, so soll auch das böse Wort „Klassegegenfah“ aus unserem Wortschatz verschwinden. Dies kann aber nur verschwinden, wenn, wie eingangs erwähnt, der Gegensatz als solcher schwindet.

Daß dies geschieht zum Wohle der Gesamtheit unseres Volkes, dafür müssen alle hochdenkenden deutschen Volksgenossen, die es mit Kaiser und Reich ehrlich meinen, ohne Rücksicht auf Stand und Religion, mit aller Kraft verurteiltsfrei eintreten.

Denn große Aufgaben harren unser in der Zukunft; wir werden ganze Mäner brauchen und bedürfen, wie jetzt im Feld, dann im Frieden der Mitwirkung aller Volksgenossen, ohne jeden Unterschied.

Und darum weg — gegenseitig weg — mit dem alten Vorurteil der Klassengegensätze, eingedenk der stolzen, erhebenden Worte unseres Schiller:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen und Gefahr!“

## Ein Karlsruher Musiker vor 100 Jahren.

Von F. Schweikert.

Unter dem literarischen Nachlass Carl Maria von Webers befindet sich eine Abhandlung, die den Titel führt: „Weber die Tonsetzungsweise des Herrn Konzertmeisters Fesca in Karlsruhe.“ Eingangs des im Jahr 1818 verfaßten Aufsatzes sagt der Schöpfer des „Freischütz“, daß er, „angezogen von dem jetzt überhaupt immer seltener werdenden Streben nach innerer Vollendung, in den Werken des Herrn Fesca die ausführliche Anzeige seiner Quartette und Quintette übernommen habe, mit all der Liebe und Lust, die diese schönen Gebilde verdienen.“ „Schon durch seine Wahl“, fährt Weber in seiner kritischen Betrachtung fort, „bezeugt Herr Fesca, daß er einer von den Wenigen unserer, sich oft dem Oberflächlichen nähernden Kunstzeit ist, denen es noch ernst ist, mit dem Studium der innersten Wesenheit der Kunst. In dieser Gattung ist es nicht zureichend, durch einige Schmeicheldien und Glanzpassagen genügen zu wollen. Wer nicht augenblicklich bei seinem Erscheinen wieder in Vergessenheit zurückfallen will, muß schon wahrhaft Gediegenes, Gedachtes und Gefühls geben. . . . Herr Fesca ist ganz Herr und Meister, über das, was er auszusprechen unternimmt. Mozart und Haydn waren ihm Vorbilder im edlen Sinn. . . . Sein Stil und die Wahl seiner Melodien sprechen Weichheit und einen gewissen zarten Schmelz der Empfindung aus. . . . Seine Arbeiten bezeichnen eine gewisse verständige Besonnenheit, die mit Tiefe des Gefühls gepaart, Trockenheit vermeidet und eine ungemein schöne Haltung des Charakters des Ganzen sowohl als der es konstruierenden Teile zufolge hat. Er entwickelt seine Ideen klar und mannigfaltig, die vier Stimmen sind selbständig und wenn er hin und wieder den Vorredner (die erste Violine) etwas glänzend behandelt, so geschieht dies keineswegs auf eine so überwiegende Weise, daß die anderen Stimmen nur zu dienenden Herabfinken.“

In seiner eingehenden Darlegung, aus deren warmem Ton die Achtung des größeren Meisters vor dem Schaffen des kleineren herausklingt, deutet Weber an, daß Fesca in seinen Quartetten die führende Stimme besonders leuchten läßt. Fesca war Geiger und zwar ein Geiger, von weit über den Durchschnitt sich erhebenden Qualitäten. Es ist deshalb nur natürlich, daß er als den Verkündiger seiner tonhöflichen Gedanken zunächst an sich selber dachte. Bezeichnend aber für den Künstler Fesca ist: daß er, der als Sechszehnjähriger mit dem Vortrag eines Violinkonzertes eigener Faktur im Leipziger Gewandhaus so erfolgreich auftrat, daß ihn der Herzog von Oldenburg sogleich für seine Kapelle verpflichtete, das Artistische niemals zum Selbstzweck erhob. „Später schrieb Fesca keine Konzerte mehr; diese ganze Gattung sprach ihn wenig an“, sagt sein Biograph. Und weiterhin charakteristisch für den Musiker Fesca ist: daß er an dem Lebensfreudigen, aber auch künstlerischen

Hose zu Kassel, wo er die Vorzugstellung eines Sologeigers in der vorzüglichen Kapelle des Königs Ferdme einnahm, ganz im stillen zum Tondichter heranreife. Daß in dem jungen, hochbegabten Violinspieler, den man bis jetzt nur als reproduzierenden Künstler kennen und schätzen gelernt, eine so starke eigenschöpferische Kraft verborgen war, die nach Entfaltung und Gestaltung drängte, hatte niemand erwartet. Umfomehr war man überrascht, als er gleich mit mehreren Streichquartetten an die Öffentlichkeit trat. Wie er gerade in dieser Kunstform am liebsten aussprach, was sein Inneres bewegte, so war es wiederum das Quartett, in dessen Vortrag seine Stärke als Geiger sich offenbarte. Einen tiefgehenden Ausdruck wußte er besonders dem Adagio zu geben, in das er alle die zarten und feinen Regungen seiner empfindungsreichen Seele fließen ließ.

Der Niedergang von Napoleons Stern besiegelte auch das Schicksal des Königreichs Westphalen. Das unter Reichardts Einfluß rasch emporgeblühte musikalische Leben Kassels zerfiel. Fesca wurde frei und trat auf Veranlassung des Intendanten des Karlsruher Hoftheaters, Baron von Ende, in das Großherzogliche Hoforchester als „erster Violinist“ ein. Ein Jahr darauf wurde er zum Konzertmeister ernannt. „Die interessanteste musikalische Persönlichkeit Karlsruhes war von 1815 bis 1826 ohne Zweifel Friedrich Ernst Fesca. Seiner äußeren Stellung nach war er als Konzertmeister dem Kapellmeister Danzi untergeordnet, aber er überragte ihn an künstlerischer und gesellschaftlicher Bedeutung. Er stand im Mittelpunkt aller auf ernste Musikpflege gerichteten Bestrebungen außerhalb des Theaters, und er hat sich trotz seines frühzeitigen Todes eine Gemeinde von Verehrern in Karlsruhe erworben, die noch zehn Jahre nach seinem Hinscheiden stark genug war, um einen Zusammenschluß der namhaftesten Künstler und Kunstfreunde und musikalischen Vereine der Stadt herbeizuführen, zu dem Zweck, die Wiederaufnahme seiner Opern in den Spielplan des Hoftheaters durchzuführen.“ (H. Ordensheim, Musikgeschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe.) Fesca hat nur zwei Opern „Cantemire“ und „Dmer und Pelsa“ geschrieben. Das Theater war nicht das Feld, auf das ihn sein künstlerischer Genius hinwies. Zur reinen Musik führte ihn der und zu jener Kunst, die das Gebiet des Irdischen hinter sich lassend, das Lob des Göttlichen zu singen unternimmt. Was er da an Werken während der elf Jahre, die ihm das Schicksal noch zu leben vergönnte, schuf, ist erstaunlich. Die Zahl der Quartette, von denen die ersten sieben aus der Kasseler Zeit stammen, vermehrte sich auf zwanzig. Dazu kamen 5 Quintette, 3 weitere Symphonien zu den 2 aus früheren Jahren, 2 Konzertouvertüren, mehrere Solostücke für einzelne Instrumente und 45 ein- und mehrstimmige Lieder und Gesänge.

Solange es seine zarte Körperverfassung zuließ, zeigte sich Fesca auch als nachschaffender Künstler überaus rege. So finden wir ihn nicht nur als Quartettspieler, sondern auch als Leiter der Dreifachkonzerte und Dirigent eines gemischten Chors in der Museums-Gesellschaft tätig, mit dem er 1817 die „Schöpfung“ von Haydn aufführte. Je mehr aber seine wankende Gesundheit ihn nötigte, sich von der öffentlichen Musikpflege zurückzuziehen, desto mehr verlangte sein Geist sich schöpferisch anzuleben. Und da war es wohl kein Zufall, daß er mit dem Abschlus nach Aachen und dem stärker sich entfaltenden Innenleben sich besonders einer Seite seiner Kunst zuwandte: der Kirchenmusik. Und es zeugt für den Geistes- und Gemütszustand Fescas, daß er auf diesem Gebiete der Musik mehr als bloße Proben einer durch gründliche theoretische Schulung erworbene hochentwickelte Saitenmusik lieferte, daß er ebenso kunst- wie inhaltsreiche Gebilde schuf, die der Hauch echter Frömmigkeit durchwehte. Seine Mutter, Schillerin Adam Hillers und einstmalige Kammerlängerin des Herzogs von Anhalt, hatte mit ihrem musikalischen Talent auch den ihr eigenen religiösen Sinn auf den Sohn vererbt. Dieser Sinn vertiefte sich bei dem sich insichselbstversenkenden zu einer Quelle, aus der ihm Trost für seine Leiden, aber auch die seelische Stimmung für sein Schaffen aufstos. In religiösen Tonwerken hat er ein achstimmiges „Vater unser“, einen vierstimmigen Gesang an die „Heilige Cäcilie“, den 15. und 109. Psalm und den großangelegten, in einzelnen Sätzen geradezu händelschen Geist atmenden 9. Psalm hinterlassen. „Er schrieb diese Psalmen in gewissen bedeutungsvollen Perioden seines Lebens, zunächst bloß um sein Inneres vor Gott in ihm verliehener Weise recht lebendig auszuschütten; z. B. als er durch langwierige Krankheit in einen Zustand der Hoffnungslosigkeit versunken war“; ein anderes Mal „in dem dankbaren Gefühl seiner Genesung von wiederholten Anfällen des Blutssturzes“.

In seiner Kunst denkend und dachtend, so lange das langsam erlöschende Lebenslicht es gestattete, verschied Ernst Friedrich Fesca am 24. Mai 1826, erst 37 Jahre alt. „Muß auch zugestanden werden, daß Fesca von allen Komponisten, die in Karlsruhe gelebt haben, der bedeutendste war, so darf doch nicht wundernehmen, daß seine einstmalig so hoch angesehenen Werke vergessen sind, sind doch die Kammermusikwerke viel bedeutender Meister seiner Epoche, wie Spohr, Weber, Marschner, zum Teil auch hiesigen Mendelssohns und Schumanns von demselben Schicksal betroffen worden.“ Ein ebenfalls jung gestorbener Sohn Fescas, Alexander Fesca, ist namentlich als Liederkomponist bekannt. Von seinen Liedern, nicht von denen seines Vaters, hat die Kollektion Vitossi eine Gesamtausgabe veranstaltet.